Zeitschrift: Neue Sammlung physisch-ökonomischer Schriften

Herausgeber: Ökonomische Gesellschaft in Bern

Band: 1 (1779)

Artikel: Schreiben an ein Mitglied der Oekonomischen Gesellschaft zu Bern über den Gebrauch der Ochsen zum Landbaue

Autor: Albon

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-386716

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

V.

Schreiben an ein Mitglied der Oekonomischen Gesellschaft zu Bern über den Gebrauch der Ochsen zum Landbaue

von

Herrn Graf von Albon,

Mitgliede der Akademie der hohen und der schönen Wissenschaften und Künste zu Lion, und der Gesellschaft des Ackerbaues eben daselbst.

Mein Herr!

Die Frage, mit deren Untersuchung ich mich itzt beschäftige, kömmt fast mit derjenigen überein, welche die Akademie von Montpellier im vorigen Jahre ausgeschrieben hat. —

Verschiedene Personen gaben mir damals den Rath, zugleich mit ihnen für den ausgesetzten Preis zu schreiben, der Mangel an ausübender Erfahrung verhinderte mich daran. Ich fühlte das schwache Gewicht einer so einfachen Theorie, wie die Meinige ist, und wie wenig man sich auf Berechnungen verlassen dörfe, die man für sich zu Hause macht. Seit dieser Zeit, und besonders seit ich ihren Brief empfangen, habe ich mich stark mit Untersuchungen über ähnliche Vorwürfe mit dem, worüber sie mich befragten, beschäftigt, und mich in den Stand zu setzen ge-

sucht, sie zu befriedigen. Sehn sie hier den Innhalt meiner Erfahrungen, und der Bemerkungen, die ich darüber gemacht habe. --

Ich beobachtete vors erste, daß überhaupt der Ochse (Stier nach unserer Mundart) die Arbeit, welche der Mensch von ihm fordert, mit mehr anhaltendem Fleisse und Stärke verrichte, als ein Pferd es zu thun fähig wäre. --

Ich bemerkte zweytens, daß die Unterhaltung des Ochsen weit weniger, als des Pferdes, koste, daß er nicht so vielen Krankheiten unterworfen sey, und daher minder Besorgung, minder Aufwand an Arzneymitteln erfordre. --

Drittens, dienet der Ochse weit länger, als das Pferd, seine Nahrung ist leichter zu haben, der Ankauf desselben kostet weniger, und wenn er alt worden ist, läßt er sich auch leichter verkaufen. --

Ich bemerkte endlich, daß aller Orten, wo man sich der Ochsen bedienet, das Land besser angebauet, gedünget, und unter gleichen Umständen von mehrerm Abtrage sey. Dies sind die Gründe, die mich bewegen, dem Ochsen in allen

Fällen den Vorzug vor allen übrigen Thieren zu geben, die wir zum Feldbaue gebrauchen. Ich will diese Gründe wieder Stückweise vornehmen, und sie einige Augenblicke mit ihnen erwägen. --

Unter allen Thieren, die wir unterhalten, und uns dienstbar gemacht haben, ist keines, das dem Stier (Boll, nach unserer Mundart Muhni) an Stärke verglichen werden kann. Die Naturlehrer haben ihn oft dem Löwen an die Seite gesetzt, und in den Kämpfen zwischen diesen beyden Thieren, macht der Stier wenigstens den Sieg sehr lange streitig, gesetzt daß er nicht glücklich genug sey, ihn zu erhalten. --

Diese Kraft, welche die Natur ihm gegeben hat, würde ganz zum Vortheile des Menschen gereichen, wenn sich nicht alles unter seinen Händen verschlimmerte. Allein die gewaltsame Verstümmlung, die man am Stiere zu der Zeit verrichtet, da er den besten Gebrauch von seiner Stärke machen könnte, nimmt ihm den größten Theil derselben, und beraubt uns dadurch vieler wesentlichen Vortheile, die wir von ihm ziehen könnten. --

Ich weiß in Wahrheit nicht, worauf sich die falsche Meynung gründet, daß jedes Thier, das nicht einen Theil seiner Organen verlohren hat, ein gefährliches Thier sey, von dem man alles zu beförchten habe, und welches zum Gebrauche fast undienlich sey. In allen Ländern verschneidet man den Ochsen, wenn man ihn an den Pflug spannen, und das Pferd, sobald man es zum Reiten oder Fahren gebrauchen will. Ich glaube, daß die Gewohnheit allein dieses zum Gesetze gemacht habe; denn die Erfahrung und ein augenscheinlicher Vortheil bestreiten dieses Vorurtheil. Ich kannte einen reichen Pachter aus der Normandie, der vor einem Jahre gestorben ist: dieser gebrauchte zum Pflügen und zu seinen Fuhrungen nichts als Stiere, und befand sich immer sehr wohl dabey. Ich gestehe, daß sie mehr Sorgfalt und Vorsicht erfordern, als alle übrigen Thiere, allein dieses wird durch ihre gute Dienste reichlich ersetzt. —

Ich habe Recht zu behaupten, daß die Erfahrung dieses Vorurtheil wiederlege. Ein unverstümmeltes Pferd, wie man bewiesen hat, hält noch einmal so lange aus, und arbeitet doppelt

soviel als ein Wallache; (Mönch) wenn es nur keine Stutte besprungen hat, so läßt es sich leicht zähmen. Eben so verhält sichs auch mit dem Stiere, sein Leben ist von längerer Dauer, als des Ochsen seines, er ist im Arbeiten feuriger und stärker, und wenn er nie zur Zeugung gebraucht worden ist, so kann man ihn ohne viele Mühe ins Joch spannen. –

Obschon dieses Thier durch die Verschneidung sehr viel von seinen Kräften verliehrt, so ist es doch noch weit stärker als das Pferd, nie wird ihm die Arbeit überlästig, so groß sie immer seyn mag, und es befriedigt sich mit einer kurzen Rast zur Ruhe. In unsern mittäglichen Provinzen, in denen wir fast nur Ochsen zum Feldbau gebrauchen, sehen wir alle Tage zwey dieser Thiere eine Arbeit verrichten, welche sechs Pferde kaum aushalten könnten; wir sehen sie einen festen Boden mit leichterer Mühe pflügen, als es viele Pferde in einem lockern Grunde thun könnten: und nicht beym Pfluge allein zeigt der Ochse mehr Stärke als das Pferd; man kann ihn auch mit mehrerm Nutzen als dieses, zu allen Arten von Fuhrungen gebrauchen, besonders in

Bergländern, wie Auvergne, le Foret ꝛc. Die gewöhnliche Last eines Ochsen beträgt bey zwanzig Centnern; die Last des stärksten Pferds nur zehn, mehr oder weniger nach der Beschaffenheit des Landes.

Zween Ochsen sind fähig, täglich zwey Fässer mit Wein, (deux pieces de vin de trois années chacune) von Lyon nach Roanne zu führen; man müßte vier starke Pferde haben, um mit eben dieser Last die gleiche Reise zu machen, und noch weis ich nicht, ob vier Pferde hinlänglich wären, weil die Strasse sehr mühsam ist. --

Man wird mir die Langsamkeit des Ochsen vorwerfen, als durch welche die Fuhren und die Bestellung des Akers verzögert werden. Ich antworte darauf, daß das Pferd, so lebhaft und muthig es immer ist, dennoch in bergichten Gegenden, vor der Ege und dem Pfluge nur in einem sehr langsamen Schritte fortgeht, und daß derselbe nach der Länge der Zeit weniger beträchtlich ist, als der natürliche Schritt der Ochsen, der auf allen Wegen und in allen Gegenden immer sich gleich bleibt. --

Folglich haben bey gleicher Anzahl die Ochsen den Vorzug an Stärke vor den besten Pferden; und weil es von grosser Wichtigkeit ist, daß man die Hülfsmittel des Ackerbaues so einfach als möglich mache, und ihre Anzahl vermindere, so habe ich immer geglaubt, daß zween Ochsen für eine Pachterey (Hof) nützlicher seyen als drey oder vier Pferde, welche den Aufwand an Futter und die übrigen Kosten verdoppeln würden, ohne doppelt so viel Dienste und Arbeit zu verrichten. --

Zweytens ist die Unterhaltung eines Ochsen weit weniger kostbar, als die eines Pferds. Ich beruffe mich auf diejenigen, welche täglich die Probe davon machen. Ein Ochse, der den ganzen Tag unausgesetzt arbeitet, die Zeit ausgenommen, die er zum Fressen nöthig hat, verzehret, wenn man ihn nothdürftig unterhält, höchstens fünf und zwanzig bis dreyßig Pfunde Futter; es giebt welche, die nicht einmal zwanzig bedörfen, allein ich setze diese Unterhaltung gerne aufs höchste an. Der Ochse verlangt nicht täglich neue Streu; er wird immer die alte vorziehen: folglich hat er sehr wenig Stroh vonnöthen,

eine höchst wichtige Ersparung für viele Länder, in denen es selten ist. --

Da der Ochse sich nicht so leicht ermüdet, als das Pferd, und da seine Bedürfnisse nicht so dringend sind, so kann man ihn in einem sehr guten Stande unterhalten, wenn man ihn des Tags blos drey oder vier Stunden futtert, und eben dadurch wird eine beträchtliche Menge Heu erspart. --

Wann man den Ochsen nur nothdürftig unterhaltet, so ist ihm jede Speise gleichgültig, er findet aller Orten, womit er seinen Hunger stillen kann, das Gras in den Wäldern, auf den Aeckern und den gemeinen Weiden wird hinreichend für ihn seyn. Wollte man ihn mästen, so müßte man ihn freylich besser besorgen; aber in dem ersten Falle, ist ihm alles gut. --

Auf diese Nachricht hin, die sich auf eine mittelmäßige Kenntniß vom Landbau gründet, werden sie, mein Herr! mit mir übereinstimmen, daß das Pferd im Essen viel eckler, und daß seine Nahrung kostbarer und ausgesuchter sey. Nicht alles Heu ist ihm gleichgültig, und nicht alle

Weiden sind ihm zuträglich, das Gras von der zwoten Heuerndte (Emd) erhitzet es, ohne es zu sättigen: und eben dieselbe ernähret hingegen den Ochsen fast das ganze Jahr hindurch. --

Man muß dem Pferde Haber geben, und zwar in desto grösserer Menge, jemehr es arbeitet. Ein Pferd, daß keinen Haber kriegt, ist ganz unbelebt. Berechnen sie, wie viel es in einem Jahre davon haben muß, und was es den Eigenthümer kostet, ihm denselben zu verschaffen! und wann noch aller Haber gut genug für dasselbe wäre, aber so wird ihm nichts so leicht zum Eckel als schlecht gereinigter, und mit schlimmen Gewächsarten vermengter Haber; der Abgang davon wird hiemit sehr groß seyn, wenn man ihn nach dem Geschmacke des Pferdes reinigen will. Sie werden mir vielleicht den Einwurf machen, daß es einem Lande, wo die Habererndte groß ist, zuträglicher sey, Pferde zu halten, die ihn aufzehren, als Ochsen, die selten damit gefüttert werden. Allein ich glaube nicht, daß diese Art des Habers los zu werden für den Eigenthümer nützlich sey; und ich behaupte, daß er seine Rechnung weit besser finden wird, wenn

er seinen Haber Nachbarn verkauft, die ihn nöthig haben, und aufsuchen, als wenn er ihn zu Hause verbraucht, ohne einen wahren Vortheil davon zu ziehen, der ihn entschädige. --

Was die Krankheiten betrift, denen die häuslichen Thiere ausgesetzt sind, so ist gewiß, daß der Ochse unter allen am wenigsten denselben unterworfen ist, wenn man die Epidemie (Viehbräsken) ausnimmt, die zuweilen die Höfe verwüsten, und den Landmann in Armuth versetzen. Der Ochse hat eine sehr gesunde und starke Leibesbeschaffenheit, welche ihn gegen eine Menge von Uebeln sichern, die hingegen alle übrige erfahren müssen. Viele Naturforscher schreiben die Stärke und dauerhafte Gesundheit des Ochsen seinem guten Magen zu, der immer fürtreflich dauet, und eben dadurch Gesundheit und Stärke in ihm unterhält, so lange sich keine unvorgesehene Zufälle ereignen. Allein dieses ist ein neuer und sehr grosser Vortheil für den Eigenthümer, der dadurch den Gebrauch kostbarer Arzneymittel und die Zeit in der das kranke Thier die Arbeit versäumen würde, ersparet. --

Und weil in der Oekonomie auch die gering-

sten Umstände und Ersparungen nicht ohne Werth sind, so trage ich kein Bedenken, noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß die Beschlagung und das Geschirr weit mehr Aufwand bey einem Pferde, als bey einem Ochsen verursachen. Ein Joch und zween Riemen sind alles, was man bey einem Ochsen nöthig hat. Fürs Pferd muß man ein Ziehseil, (Kommet) man muß Riemen und Schnallen haben; man braucht viel Leder dazu, das oft ergänzt werden muß, ein Gebiß, einen Zaum; kurz eine Menge von Geräthe, das nach einiger Zeit grosse Kösten macht. --

Das Pferd muß ferner oft gestriegelt werden; der beschäftigte Landmann kann sich nicht seinen andern Arbeiten entziehen, um dieses zu verrichten. Hat er drey oder vier Pferde im Stalle, so muß er einen eignen Mann haben, sie zu besorgen, das führt ihn hiemit zu neuer Arbeit, zu neuen Unkösten; und da wir suchen, so wenig Aufwand als möglich zu machen, so ist auch aus diesem Grunde der Ochse dem Pferde vorzuziehen.

Ein andrer Vorzug des Ochsen besteht darinn, daß er länger dienet. Er fängt vors erste früher an; wenn er zwey und ein halbes Jahr

erreicht, ist er schon zur Arbeit fähig, und das ist sogar das beste Alter, um ihn zu dem verschiedenen Gebrauche, den man von ihm machen will, zu gewöhnen, zwar muß man seiner anfänglich schonen, allein das hindert nicht, daß er nicht schon bey seinen ersten Versuchen täglich ein gutes Stück Arbeit verrichte, wann er nur nicht übertrieben wird. Im Gegentheil kann das Pferd vor dem vierten Jahre zu nichts gebraucht werden, wenn man es nicht zu Grunde richten, und die Schwachheiten des Alters bey ihm beschleunigen will. Im vierten Jahre ist der Ochse in seiner größten Stärke; das Pferd kennt kaum die Seinige. Vom sechsten Jahre bis zum zehnten fängt das Alter bey dem Pferde an heranzunahen, im zwölften ist es schon veraltet, es wird über der Arbeit müde, und flehet um Ruhe, die man ihm bald gezwungner Weise erlauben muß. Im zwölften Jahre ist zwar der Ochse auch alt, aber er arbeitet noch eben so muthig, als er bisher gethan hat. Ich habe zween Ochsen in einem grossen Pachthause gesehn, von denen einer fünfzehn, der andere dreyzehn Jahre alt war, und die sich bey der Arbeit noch eben so munter er-

zeigten, als einer von fünf und sechs Jahren. Die Beyspiele davon sind nicht selten, man sieht aller Orten noch ältere, die sich nicht vor der Arbeit scheuen. Wenn ich unternehmen wollte, alle Gefahren zu erzählen, denen das Pferd in seiner Jugend, alle Uebel, denen es im Alter ausgesetzt ist, so wäre man gezwungen, mir die Wahrheit des Satzes einzugestehen, den ich aus allen diesen Schlüssen herleite, nemlich daß das Pferd sich nur für Begüterte schickt, und daß der Handwerker oder der Landmann sichrer gehe, wenn sie sich bloß an dem Ochsen halten. --

Ich werde dieses noch überzeugender beweisen, wenn ich auf den Preis des Ankaufs beyder Arten dieser Thieren zurück gehe. Gehn sie in eine Stutterey (zu einem Pferdhändler) bieten sie daselbst auf ein Pferd von der gemeinsten Art, in einem Alter von drey oder vierthalb Jahren; und das ist die Zeit, da der Bauer Gebrauch von diesem Thiere zu machen anfängt: sie werden keines wohlfeiler als um zweyhundert Livres, drey und fünfzig Bernkronen, acht Batzen und ein Schilling bekommen, das ist gewiß der niedrigste Preis. Oder kaufen sie das jüngste: so werden

sie zwar weniger dafür zahlen: allein ziehen sie dann die Nahrung für die ganze Zeit ab, in der es ihnen noch keine Dienste leistet, und sie werden bemerken, daß sie einen beträchtliche Aufwand für ein alltägliches Pferd gemacht haben. — Richten sie nun ihre Aufmerksamkeit auf die Ochsen; gehn sie auf einen Markt, wie die in Oberauvergne oder auf irgend einen andern: feilschen (märkten) sie den schönsten Ochsen in brauchbarem Alter: lesen sie ihn unter allen aus, die sich auf dem Markte befinden; der höchste Preis, den man dafür verlangt, wird in sieben oder acht Louisdor bestehen. Und wenn man alles zusammen nimmt; ist denn zwischen ihrem beydseitigen Werthe, ist zwischen ihrem Preise nicht ein beträchtlicher Unterschied, und habe ich nicht Ursache ernstlich zu behaupten, daß der Gebrauch der Ochsen für den Landmann, dessen Vermögen gewöhnlich sehr eingeschränkt ist, weit nützlicher sey. —

Ein andrer Grund des Vorzugs. Wozu taugt ihnen das Pferd, wenn es alt worden ist? was machen sie damit, wenn es eine Schulter verrenkt, ein Bein zerbrochen hat? gezwungen es

auf

auf den Schindanger werfen zu lassen, bleibt euch die Haut allein übrig; von dem ganzen Werthe des Pferdes ist dieses die einzige Ersetzung bey seinem Verluste: und wie groß ist dieser Verlust für einen Unglücklichen, dessen ganzes Glück, ja das Leben selbst von der Arbeit seines Pferdes abhienge? -- Es ist Geld vonnöthen, um sich ein anders anzuschaffen, dieses Geld ist nicht vorhanden, der aller Rettungsmittel beraubte Bauer fällt in die bitterste Armuth, und hat kein Brod mehr. --

Wenn hingegen diese Unfälle sich an einem Ochsen ereignen, und der Besitzer ihn nur bis zum nächsten Fleischbanke bringen kann, so ist er versichert ihn auf eine vortheilhafte Weise zu verkaufen, und wird nichts verliehren, als was er mehr gewonnen hätte, wenn der Ochse vor dem Verkaufe gemästet worden wäre. -- Allein wenn eben dieser Ochse nun alt und zur Arbeit unfähig, fett gemacht wird, ehe man ihn zum Verkaufe ausstellet, so ersetzt er seinem Meister den Aufwand größtentheils, den er zehn bis zwölf Jahre zuvor bey dem Ankaufe desselben gemacht hat; was sage ich? er verkauft ihn doppelt so

theuer. Man hat hiemit keinen Verlust am Ochsen zu beförchten; sein Tod gereichet zum Vortheile desjenigen, in dessen Diensten er sein Leben zugebracht; der Ochse ist hiemit in jeder Absicht nützlicher als das Pferd. Fangen sie nicht an, davon überzeuget zu werden? —

Jedoch wenn sie noch mehr Ueberzeugung verlangen, und die Sache auf der Seite, die für den Ackerbau die vortheilhafteste ist, betrachten wollen: so richten sie ihre Augen auf die verschiednen Arten von Dünger, und besonders auf diejenigen, welche für das Land die zuträglichsten sind. Sie werden nach allen möglichen Untersuchungen, und nach allen Versuchen, die sich nur erdenken lassen, sie werden finden, daß unter allen Düngern der Beste für alle Erdarten und für alle Länder derjenige sey, den uns das Hornvieh verschaft. Eine grosse Menge von Landökonomen fühlten diese Wahrheit, und alle Welt war davon überzeugt; als man sich in den Sinn kommen ließ, zwischen der fetten und minder fetten Erde einen Unterschied zu machen, und zu behaupten, daß jene einen trockenern Dünger erfordere, als diese. Man bildete sich zum Exempel ein,

daß der Mist von Kühen und Ochsen in der Normandie untauglich, und hingegen der von Pferden und Mauleseln in der Provence unnütz sey. Ich bin gewißlich auch dieser letztern Meynung, und ich glaube überdieß noch, daß so fett und fest ein Stück Landes immer seyn mag, dennoch ein fetter Dünger voll Salz und Salpeter, wie der vom Hornvieh ist, sich weit besser für dasselbe schicke, als der dürre Mist der Pferde, Maulesel ꝛc. —

Allein es giebt noch eine Menge andrer Unbequemlichkeiten, die der Pferdemist nach sich zieht. Jeder Landmann wird ihnen sagen, daß dieser Dünger, der gewöhnlich mit übel verdautem Saamen von verschiedenen Gewächsarten, die mit dem Haber vermengt waren, angefüllt ist, täglich auf seinem Acker eine Menge Unkraut hervorbringe, welches viel Platz einnimmt, dem Wachsthum seines Korns hinderlich ist, und mit einem Worte ihm einen beträchtlichen Schaden verursachet. Daher kömmt es, daß man in den fruchtbarsten Gegenden, auf Aeckern, die mit der größten Sorgfalt bestellt, und mit dem saubersten Saamen besäet werden, dennoch so oft zum

größten Erstaunen der Besitzer so viele andere Pflanzen findet; dieses haben sie dem Dünger, den sie gebraucht haben, zu verdanken. Wenn sie hingegen alle Vorsicht anwenden, die ich ihnen anzeige, und ihr Land nur mit dem Miste vom Hornviehe düngen lassen; so werden sie sich über diesen Nachtheil nicht zu beklagen haben. Ich füge noch bey, daß der Pferdbau deßwegen sehr gefährlich ist, weil er durch seine Wärme einer Menge vom Insekten das Daseyn giebt, welche die Felder verheeren, die Saaten auffressen, und für den Besitzer derselben eine Pest sind. Ich habe oft in den mittäglichen Provinzen, wo der Gebrauch der Pferde bey dem Ackerbau sehr gewöhnlich ist, und oft in den mitternächtigen, wo man sich einzig der Pferde bedienet, den Landmann über diesen Schaden klagen hören, ohne zu wissen, woher er entstehe, und wie er denselben abwenden könne. Ernsthafte und häufige Betrachtungen über diesen Vorwurf haben mich von der Wahrheit dessen, was ich behaupte, überzeuget. Der Dünger, den sie gebrauchten, war die einzige Ursache aller dieser Wiederwärtigkeiten. Ist dieser Grund nicht augenscheinlich

wahr? und fühlen sie nicht die Wahrheit desselben? —

Es wird endlich fast durchgehends angenommen, daß der Pferdbau nur für die Gärten gut sey, weil er sehr hitzig ist, und dadurch das Wachsthum der Pflanzen befördert, und weil es leicht ist den Unbequemlichkeiten, von denen ich geredet habe, abzuhelfen, wenn man nur das Unkraut ausreißt, sobald es hervorsproßt, eine Arbeit, die zu des Gärtners Berufe gehört, aber für den Ackermann unmöglich ist. —

Es ist hiemit bewiesen, daß der Boden, welcher auf die von mir angezeigte Art gedünget worden, weit mehr hervorbringe, als andere Aecker, weil der Abgang geringer ist. Was für einen Schluß werde ich daraus ziehen, oder was für einen erlauben sie mir zu machen? eben den, welcher aus meinem ersten Satze entspringt, nemlich daß der Ochse, dessen Arbeit und Nutzung viel beträchtlicher, und dessen Kost und ganze Unterhaltung nicht so theuer ist, als des Pferdes seine, von weit grösserm Nutzen als das letztere für den Pachter (Lehenmann) den Bauer und jeden Landeigenthümer sey. —

Ich glaube, es werde nicht ganz unnütz seyn, wenn ich, bevor ich diese Untersuchung schliesse, von einem Misbrauche rede, von dem ich alle Tage Zeuge bin, und der sich in der Art an den Tag legt, wie man die Ochsen einspannet und arbeiten macht. Ich habe in einigen Gegenden vom Nieder-Normandie und ebenfalls in Lothringen gesehn, daß die Bauern, anstatt ihre Ochsen in ein Joch zu spannen, sie mit einem Kommet versehen, einen hinter den andern stellen. Viele thun es aus Dürftigkeit, und es ist leicht zu begreifen, warum ein armer Landmann, der nur einen Ochsen oder Kuh und ein Roß besitzt, sich derselben auf diese Weise bedienen. Aber was mich in Erstaunen gesetzt, war sieben bis acht Ochsen auf diese Weise angespannet zu sehn; ich habe oft mit Theilnehmung um die Ursache davon gefragt, aber noch keine erhalten, die mich befriedigt hätte. Die einten beruffen sich auf die Gewohnheit, andre geben unrichtig vor, die Stärke des Ochsen habe ihren Sitz nicht sowohl in den Hörnern und dem Kopfe, als vielmehr in seiner Brust;

und es ist eben diese Meynung, die ich bestreite. –

Die Natur oder vielmehr der grosse Urheber derselben hat allen Wesen, die er hervorgebracht, ein Maaß von Kräften gegeben, die in gehörigem Verhältnisse mit ihren Bedürfnissen, ihrer Grösse und Leibesbeschaffenheit stehen. Dieses Maaß von Kräften wurde auf verschiedene Art angelegt, und bekam seinen Platz nach dem Gebrauche, der davon gemacht werden sollte. So wurde bey dem Menschen der größte Theil der Kraft in die Armen versetzt, beym Pferde in die hintern Beine und die Brust, bey dem Ochsen in den Kopf und die Hörner; u. s. w. zum Beweise davon dienet, daß jedes Thier einem natürlichen Triebe zufolge diejenigen Glieder zu seiner Vertheidigung gebraucht, in welchen seine Kräften gleichsam vereinigt sind. Der Mensch, den man anfällt, bedient sich seiner Arme, um sich zu wehren; das Pferd, dem man die Sporn giebt, oder welches mit einem Thier im Gefechte ist, schlägt mit den hintern Füssen aus; der Ochse hält seine Hörner dem Feinde,

den er förchtet, oder den er reizen will, entgegen; der Eber weißt seine Hauzähne, und braucht sie gegen den, der ihn verfolget, das sind seine Waffen, dieß ist der Sitz seiner Kraft. Man sollte, deucht mich, bey allen Verrichtungen die Natur allein um Rath fragen; sie einzig sollte uns leiten, weil sie allein uns einen zuverläßigen Unterricht geben kann: und wenn sie keinen deutlichen Ausspruch giebt, dann erst sollte man seine Zuflucht zu Versuchen nehmen. Zween Ochsen, welche auf die fast an allen Orten übliche Art eingespannet sind, können dreyßig Centner fortziehen, oder fast so viel; aber ich wette, daß wenn sie hinter einander angeschirret sind, jeder von ihnen kaum fünf Centner von der Stelle bringen wird. Welch ein Unterschied; ich bitte sie? und was für ein Urtheil werden sie darüber fällen? ohne Zweifel eben das, was jeder verständige Mann, daß wir einen Theil unsers Jammers und die Abneigung gegen jeden höhern Grad von Vollkommenheit unsern unglücklichen Vorurtheilen und unsinnigen Gewohnheiten zu verdanken haben. –

Ich weis nicht, mein Herr! ob sie mit meinen Schlüssen zu frieden seyn werden. Ich habe alle Beweise in Händen, und sie stehn auch ihnen zu Diensten. Allein, wenn sie irgend einen Versuch machen, so erinnern sich sich immer, daß eine lange Erfahrung mehr gilt als alle Ueberlegungen, und daß die Theorie, so gut sie auch zu seyn scheint, dennoch oft bey der Anwendung höchst fehlerhaft ist: setzen sie ihr Vertrauen auf ihre Bauren und Pachter; sie werden in ihrem verständigen Fleisse die Auflösung aller Schwürigkeiten finden: werden sie nicht müde, sie zu Rathe zu ziehen, und ihnen bey jeder Arbeit ämsig nachzugehen. Alles Gewichte der Arbeit und auch des Unterrichts scheint auf diesem Theile der Menschheit zu liegen. Sie, die Landleute verschaffen uns den Unterhalt, sie lehren uns das Wohlseyn und unsern wahren Nutzen kennen. Beständig beschäftigt, unsern Bedürfnissen zuvorzukommen, opfern sie ihren eigenen dem unsern auf; sie scheinen nur für uns da zu seyn. Sollten wir erröthen, die wichtigsten Lehren von ihnen anzunehmen. Besuchen sie oft ihre Scheu-

ren! schwatzen sie mit ihren Arbeitern, und schämen sie sich nicht des Umgangs mit denen, von welchen sie, ohne roth zu werden, das Brod empfangen, welches sie essen; ihr Unterricht wird besser seyn als alle Abhandlungen, die ich machen könnte. Ich habe die Ehre zu seyn, u. s. w.